

SCHUERKENS, Ulrike. 2009. *Geschichte Afrikas*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau UTB. VIII, 298 Seiten. ISBN: 978-3-8252-3116-3.

rezensiert von

Arno Sonderegger, Universität Wien

Was braucht es, um eine Geschichte Afrikas zu schreiben? Bevor ich Ulrike Schuerkens *Geschichte Afrikas* in die Hände bekommen habe, hätte ich ohne langes Zögern geantwortet: zahlreiche und tiefgehende Kenntnisse, souveräne Darstellungskraft und Mut zur Lücke. Denn es handelt sich um eine sehr anspruchsvolle, vor allem aber auch verantwortungsvolle Aufgabe. Seit 1960 sind einige übergreifende Darstellungen zur Geschichte Afrikas erschienen, die diese Notwendigkeiten durchaus ansprechend eingelöst haben. Da historische Bücher – wie ihre AutorInnen – zwangsläufig und unausweichlich von den Umständen ihrer Entstehung und den zur Verfügung stehenden sprachlichen Ausdrucksmitteln geprägt sind, und weil die vergangenen Jahrzehnte eine massive Intensivierung der Forschungsarbeit in und zu Afrika gezeitigt haben, sehen einige dieser Bücher heute ganz schön alt aus. Doch das sollte nicht dazu führen zu vergessen, wie revolutionär beispielsweise *A Short History of Africa* (1962) von Roland Oliver und John D. Fage seinerzeit war und wie gültig manche Darstellungen, etwa Basil Davidsons *African Genius* (1969), in vielerlei Hinsicht bis heute geblieben sind.

Das bedeutsamste Element der besten dieser Überblickswerke war, wie mir scheint, die bis dahin im euroamerikanischen Raum weitgehend unwidersprochen akzeptierte Meinung von der Irrelevanz afrikanischer Geschichte nicht einfach nur kritisch zurückgewiesen zu haben, sondern ihre Existenz und Relevanz quellenbasiert, empiriegesättigt vor Augen zu führen. Kritik am kolonialen Denken und an der bedenklichen Tendenz, Europa für das Zentrum der Welt zu halten, intensivierten die Anstrengungen, die afrikanische Vergangenheit zu rekonstruieren und dem Vergessen zu entreißen. Afrika ins Zentrum zu rücken – was nicht damit zu verwechseln ist, eine afrozentrische Position einzunehmen – ist seither für AfrikahistorikerInnen zu einer Selbstverständlichkeit geworden und sollte das m.E. auch bleiben. Hinter diese emanzipatorischen Errungenschaften zurückzugehen, ob in bewusster Absicht eines eurozentrischen Revisionismus oder im verklärten Bewusstsein, vor solcher Gefahr gefeit zu

sein, würde zu einer immensen Verarmung des Potentials Afrikanischer Geschichte führen.

Ulrike Schuerkens, studierte Sozialanthropologin und Soziologin, hat kürzlich eine *Geschichte Afrikas* vorgelegt, die sowohl „Studienbuch“ als auch „Nachschlagewerk“ für „Historiker, Ethnologen, Soziologen, Kulturwissenschaftler sowie das allgemein kulturell oder geographisch-historisch interessierte Publikum [...], für Studenten, Entwicklungsexperten, Afrika-Touristen und die entwicklungspolitisch interessierte Öffentlichkeit“ sein will (S.3). Umrahmt von einer kurzen Einleitung (S.1-3) und einem noch kürzeren „Schlusswort“ (S.283f.) thematisiert Schuerkens in drei getrennten Abschnitten von sehr ungleichgewichtiger Größenordnung die „Geschichtsschreibung über Afrika“ (S.5-15), „Historische Grunderfahrungen“ (S.17-88) und einen „Chronologischen Überblick“ (S.89-282). Dieser Überblick weist eine Untergliederung in zwölf Kapitel auf, in der für die Phasen älterer Geschichte zeitliche und regionale Ordnungsparameter herangezogen werden, während die Jahrhunderte nach 1500 ganz im Zeichen von Imperialismus und Kolonialismus angeordnet sind.

Der Abschnitt zu den historischen Grunderfahrungen besteht aus drei Kapiteln unter den Überschriften „Wirtschaft“, „Kultur“ und „Religionen“, in denen Sätze von bewundernswerter Sinnleere zu finden sind: „Das vorkoloniale, koloniale und postkoloniale Erbe erklärt weitgehend die aktuelle Krisensituation, die Afrika von anderen Kontinenten unterscheidet.“ (S.17) Oder: „Die Landwirtschaft ist die wichtigste Quelle des Überschusses, allerdings eher durch die Preisunterschiede zwischen Produzenten und Exportpreisen bedingt, als durch den landwirtschaftlichen Fortschritt und die wachsende Produktivität.“ (S.25) Oder: „Das Besondere an dieser [jüngeren afrikanischen] Literatur ist, dass sie oft von Schriftstellern verfasst wurde, die im Exil in Europa leben, sich von der Wirklichkeit ihrer Länder entfernen und daher häufig für ein euro-amerikanisches Publikum schreiben. Diese Autoren beweisen jedoch, dass die afrikanische Literatur heute einen wichtigen Platz in der Weltliteratur einnimmt.“ (S.56) Oder: „Traditionelle afrikanische Religionen benutzen gegen das Schlechte in der Welt gerichtete Tendenzen, um soziale Gerechtigkeit wiederherzustellen.“ (S.58)

Erstaunlich für eine Sozialanthropologin ist auch die wiederkehrend demonstrierte Unkenntnis anthropologischer Befunde und der unsaubere

Gebrauch von Fachtermini: „In Afrika stehen, anders als in den meisten anderen Teilen der Welt“, darf man etwa gegen alle Evidenz der Verwandtschaftsethnologie lesen, „weniger die Individuen als vielmehr die Familien des Brautpaares im Mittelpunkt der Hochzeitszeremonie. Die Ehe wird als eine Verbindung zwischen zwei Verwandtschaftsgruppen und nicht nur zwischen zwei Individuen angesehen, wie es in westlichen Ländern üblich ist.“ (S.39) Sicher stimmt, dass Liebesheiraten hierzulande durchaus üblich geworden sind, aber sind inzwischen die „meisten anderen Teile der Welt“ zu „westlichen Ländern“ geworden? Jene werden überrascht sein, das zu erfahren (falls es sie denn überhaupt interessiert). Schuerkens Buch ist also weder als Nachschlagewerk noch als Studienbuch zu empfehlen, könnte aber als kaum versiegende Quelle von Anschauungsmaterial für Seminare dienen: zum Thema, wie man einen wissenschaftlichen Text nicht verfassen soll.

Schuerkens verspricht mit ihrem Buch ja nicht nur ein brauchbares Nachschlagewerk, sondern auch „eine aktuelle Übersicht über die gesamte Geschichte des Kontinents“, wobei sie aber merkwürdigerweise meint, „Neuland“ zu betreten (S.2). Tatsächlich scheint sie das Gros der Überblicksdarstellungen zur Geschichte Afrikas nicht einmal dem Namen nach zu kennen, geschweige denn gelesen zu haben: Von den auf Deutsch erschienenen Gesamtdarstellungen – die einzigen, die sie überhaupt erwähnt – läßt sie das im Zuschnitt ähnlich geartete Buch von Winfried Speitkamp (*Kleine Geschichte Afrikas*, 2007) gänzlich unerwähnt; Joseph Ki-Zerbo's *Geschichte Schwarz-Afrikas* erschien ihr zufolge 1988 im Original, 1993 in deutscher Übersetzung, während die richtigen Daten 1978 und 1979 wären; Leo Frobenius' *Kulturgeschichte Afrikas* (1933) sei, liest der überraschte Rezensent, 1954 erschienen; bei der *Geschichte Afrikas* des Ehepaars Marianne und Robert Cornevin liegt Schuerkens wenigstens nur zwei Jahre daneben: diese erschien 1964 erstmals, nicht 1966 (S.3). Die ersten Nummern der namhaften Fachzeitschriften *Journal of African History* und *Cahiers d'études africaines* erschienen nicht erst „seit den 1960er Jahren“, sondern bereits im letzten Jahr der 1950er: nämlich 1960; die Bände der *Cambridge History of Africa* erschienen zwischen 1975 und 1986, während die UNESCO ihre Bände der *General History of Africa* erst zwischen 1980 und 1994 veröffentlichte (S.6).

Schuerkens schlampiger Umgang mit Daten zieht sich als ein negatives Charakteristikum durch das ganze Buch. Heinrich Barths berühmte

Afrikareise etwa zog sich Schuerkens zufolge über die Jahre „1857-1858“ (S.6), während die Reise, deren Berichte in fünf Bänden in den Jahren von 1855 bis 1858 erschienen sind, tatsächlich von 1849 bis 1855 gedauert hatte. Wie kommt sie zu einer so offenkundig falschen und beliebigen Datierung? Auf derselben Seite läßt sie die berühmte Londoner *School of Oriental and African Studies* „1948“ gegründet werden; in Wirklichkeit wurde die SOAS 1916 gegründet, ihren heutigen Namen erhielt sie 1938. Das einzige, was an der SOAS im Jahr 1948 geschah und Relevanz für die Afrikanische Geschichtsschreibung haben sollte, war die Bestellung von Roland Oliver als erstem Lektor für Afrikanische Geschichte überhaupt, doch davon ist bei Schuerkens nirgends die Rede. An anderer Stelle wird die Gründung der Kapkolonie von 1652 ins Jahr „1657“ verlagert (S.17). Die altnubische Residenz Meroe, die an der Wende vom 8. zum 7. vorchristlichen Jahrhundert nach archäologischen Befunden mit Sicherheit bereits bestanden hatte und im 3. vorchristlichen Jahrhundert zur (wandernden) Hauptstadt wurde, wird Schuerkens zufolge „um 560 v.Chr. gegründet“ (S.37). Unter der Überschrift „Historische Quellen zu Afrika“ diskutiert sie bezeichnenderweise ausschließlich schriftliche Zeugnisse und datiert, mit der bemerkenswert präzise anmutenden Zahl „1580 v.Chr.“, die „Anfänge der historischen Aufzeichnungen im alten Ägypten“ gleich um 1500 Jahre falsch.

Man ist auch fassungslos, was an leicht zu vermeidender Fehlinformation gleich zu Beginn der angehängten „Zeittafel“ zu lesen ist (S.285): So fand die Ausbreitung der frühen Hominiden sicher nicht „vor 700.000 Jahren“ statt, sondern in einem weit früher einsetzenden Zeitraum, der allerdings nicht genau datiert werden kann. Und nicht einmal die großzügigste molekulare Uhr setzt die Genese des anatomisch modernen Menschen, des *Homo sapiens*, „vor 600.000 Jahren“ an, sondern deutlich später. Werden die fossilen Funde mitberücksichtigt, wäre eine Datierung mit 200.000 Jahren für sein erstes Auftreten immer noch wagemutig. Interessanterweise unterscheidet Schuerkens hier auch zwischen dem „Homo sapiens“, der vor 600.000 Jahren aufgetreten sei, und dem „modernen Menschen“, der „vor 100.000-200.000 Jahren“ „zunächst in Afrika“ entstand. (Nur noch die neuen Polygenetiker unterscheiden weiterhin zwischen verschiedenen „Sub-Unterarten“, eine Unterscheidung, die Schuerkens hier, wie es scheint, zugrundelegt.)

Ein Schelm könnte vermuten, sie beabsichtigt mit dieser Unterscheidung, Afrikanern die Befähigung zum Denken abzusprechen. Es scheint aber eher doch so zu sein, dass Schuerkens selbst mit großen Schwierigkeiten kämpft, ihre eigenen Gedanken zu ordnen und in ordentlicher und in nachvollziehbarer Weise zu Papier zu bringen. Ihr beliebiger Umgang mit zeitlichen Strukturelementen – immerhin dem Kern historischer Wissenschaften – macht es überdies schwer verständlich, was sie überhaupt dazu gebracht hat, ein solches Projekt anzugehen, zu dessen Verwirklichung ihr – angesichts des veröffentlichten Produkts muss man sagen: ganz offenbar – die Kompetenz fehlt. Als Überblicks- und Nachschlagewerk hat ihr Buch keinerlei Nutzen, weil krasse Fehlinformationen gleichsam ununterscheidbar neben der einen oder anderen richtigen Information stehen. Es ist sogar zu befürchten, dass es, veröffentlicht als Band 3 in der sichtbaren utb-Studienreihe „Geschichte der Kontinente“, einigen Schaden anrichten wird – zumindest an jenen LeserInnen, deren vielleicht einzige Begegnung mit der Geschichte Afrikas dieses schlampig gearbeitete Taschenbuch sein wird. Kommen wir also auf die eingangs gestellte Frage zurück: Was braucht es, um eine Geschichte Afrikas zu schreiben? Heutzutage, wie es scheint, vor allem ein beträchtliches Maß an Unkenntnis, Unbedarftheit und Gleichgültigkeit.

BECHHAUS-GERST, Marianne/LEUTNER, Mechthild (Hg.). 2009. Frauen in den deutschen Kolonien. Berlin: Ch. Links Verlag. 284 Seiten. ISBN 978 3 86153 526 3

rezensiert von

Kirsten Rüther, Leibniz Universität Hannover

Der von Marianne Bechhaus-Gerst und Mechthild Leutner herausgegebene und von Hauke Neddermann redigierte Band versteht sich als eine Textsammlung, in der auf 284 Seiten 22 Beiträge zum Thema Frauen in den deutschen Kolonien zusammen getragen werden. Deziert stellen sich die Herausgeberinnen der Aufgabe, Texte an einer Schnittstelle zwischen akademischer Forschung und populärem Interesse am Thema Kolonialismus zu vermitteln, denn – so die Argumentation der Herausgeberinnen – gerade in den derzeit umfangreich nachgefragten

populären Darstellungen werde entgegen gängiger Forschung Kolonialismus weiterhin als eine männliche Domäne konturiert.

So finden sich Kleinbeiträge und Miniaturen (die Beiträge umfassen 5 bis 14 Seiten und sind reich illustriert) in verschiedenen Rubriken zusammen gestellt. Nach einer "Einführung in ein Thema voller Widersprüche" wartet der Sammelband mit einer Rubrik zum "kolonialen Selbstverständnis" auf, bevor ein Abschnitt zu "kolonialen Frauenwelten" folgt. Eine weitere Rubrik bildet die "koloniale Frauenmission", und mit "kolonialen Frauenbildern" schließt der Band ab. Als Autorinnen und Autoren betätigen sich hauptsächlich jüngere Historikerinnen und Historiker, aber auch solche, die seit langem in der Geschichtsvermittlung aktiv sind.

Die Wahl der einzelnen Rubriken ergibt sich aus einer Täterinnen-Opfer-Ambivalenz, die in Kolonialideologie, materieller Existenz in den Kolonien, in der Mission oder in Literatur und Rassendiskursen sichtbar wurde. Aufgrund der Kürze der Beiträge verliert sich diese Struktur aber innerhalb der Rubriken. Hilfreich wären kleine einleitende Passage zu den jeweiligen Abschnitten gewesen, in denen die Rubrik konzeptionell hätte dargelegt oder die einzelnen Beiträge hätten aufgefädelt werden können. Denn weder das Vorwort noch der Einleitungsbeitrag erläutern die gewählte Systematik im Detail.

Selbstverständlich unterscheiden sich die Beiträge qualitativ. Während einige aus neuerer Forschung abgeleitet sind, reproduzieren andere eher bekannten Diskussionsstand. Die Vielzahl der Beiträge ist – wahrscheinlich aufgrund der Kürze der Beiträge – deskriptiv, zumal stark an einer Darstellung aus den Quellen orientiert. Es fehlt weitgehend die Einordnung in Forschungskontexte und Debatten oder in längerfristige historische Entwicklungen und Auseinandersetzungen mit dem Fremden. Ob dies der Vorstellung geschuldet ist, die Aufbereitung wissenschaftlicher Erträge für die öffentliche Rezeption könne auf die Auseinandersetzung mit Forschungsparadigmen am ehesten verzichten, sei dahingestellt. In der Gesamtsicht wirken die Beiträge deshalb aber eher additiv, und ihr Forschungsanteil kommt gerade nicht zur Geltung. Dem weitgehenden Verzicht auf konzeptionelle Erörterungen mag ferner geschuldet sein, dass die Autorinnen und Autoren zwar mit reichlich Bild- und Illustrationsmaterial arbeiten, nur wenige aber dieses reichhaltige Material tatsächlich als Quelle nutzen und es einer quellenkritischen Analyse unterziehen.

Natürlich bietet der Sammelband die Möglichkeit, viele "Frauen in den deutschen Kolonien" und deren Rolle näher kennen zu lernen. Marianne Bechhaus-Gersts Beitrag zu Selbstzeugnissen reisender Frauen bringt prägnant jene Ambivalenz im Diskurs der Selbstzeugnisse zum Ausdruck, die daraus resultiert, dass die Schreiberinnen zwar im Verhältnis zu ihren Männern wenig öffentliche Aufmerksamkeit genossen, sie sich aber gegenüber Afrikanern im Diskurs absetzten und damit eine eigene Position erst behaupteten. In den "kolonialen Frauenwelten" überzeugen insbesondere die Beiträge von Dag Henrichsen und Stefanie Michels. Der auf Namibia bezogene Beitrag bindet seine Analyse der "Mischehen" in die Forschung zu kolonialer Gewalt und Rassentrennung ein. In dem auf Kamerun bezogenen Beitrag wird die These von der Entmännlichung schwarzer Soldaten und der Rolle kamerunischer Soldatenfrauen problemorientiert aus der kritischen Analyse historischer Photographien abgeleitet. Rea Brändle widmet sich in ihrer Darstellung ausführlich jenen Widersprüchlichkeiten in kolonialen Frauenbiographien, die in anderen Beiträgen weniger betont bleiben.

Auch Vera Gaides Auseinandersetzung mit deutschen Missionarinnen in China ist äußerst lesenswert, zumal die Autorin nicht nur das Auftreten deutscher Missionarinnen im Kontext amerikanischer "Schwestern" platziert, sondern insbesondere auf Diskrepanzen zwischen den Interpretationsschwerpunkten der so genannten westlichen und chinesischen Forschung eingeht. So liest sich auch Mechthild Leutners Beitrag über deutsche Bilder von chinesischen Frauen aufschlussreich, der den Kontext historischer Frauen- und Chinabilder aufspannt und darlegt, wie insbesondere mittels Hygienekampagnen und Mission die angeblich notwendige Errettung der chinesischen Frau aus ihrer Unterdrückung propagiert wurde. Äußerst anregend stellt auch Hauke Neddermann die Geschichte einer chinesischen Frau dar, der es gelang, sich mit Gewitztheit und über eine umfassende Literarisierung als Heldenfigur langfristig in den chinesischen Geschichtsdiskurs einzuschreiben. Britta Schillings Beitrag über "neue Frauen" in Afrika, die sich zum Beispiel in so männlichen Berufen wie der Fotografie betätigten, stellt eine innovative Kleinstudie zur Geschichte des Sehens im Kontext von Kolonialismus und Geschlechterforschung dar.

Als problematisch fällt gegen diese teilweise sehr anregenden Einzelleistungen ins Gewicht, dass die Gesamtheit der Beiträge nicht an die

in Bewegung geratene Forschung zum Kolonialismus anschließt. Obwohl das Forschungsfeld zum deutschen Kolonialismus in jüngerer Zeit neue Forschungsparadigmen sucht und obwohl zum Beispiel die britische Kolonialforschung höchst innovative Ansätze hervorgebracht hat, werden diese Forschungstendenzen in der Regel nicht reflektiert. Auch an tansanische, namibische, kamerunische oder togoische Geschichtsschreibung zum Kolonialismus schließen höchstens einzelne Beiträge in den "kolonialen Frauenwelten" an (wie die Kolonialismusforschung in China und der Südsee bzw. in Bezug auf diese Regionen einbezogen wird, kann die Rezensentin nicht beurteilen).

Zudem fehlt fast durchgängig der komparative oder relationale Blick. Werden "Frauen in den deutschen Kolonien" thematisiert, ergibt es nur teilweise Sinn, sich auf deutsche oder kolonialisierte Frauen zu beschränken. Immerhin gab es auch andere Nationalitäten, die "ihre" Frauen in die deutschen Kolonien sandten – gerade im Umfeld der Missionsthematik ist das einschlägig. Zudem standen "Frauen in den deutschen Kolonien" mit deutschen Frauen in nicht-deutschen Kolonien in Austausch. Es gab zum Beispiel häufig Familienverbindungen zwischen Namibia und Südafrika, aber auch zwischen Deutschen in Südafrika, China und Tansania. Die Verengung auf nationalgeschichtliche Paradigmen steht angesichts der florierenden Forschung zu transnationalen Verflechtungen künstlich verengend da. Warum sollte der interessierten – akademisch wenig geneigten? – Öffentlichkeit das Bild vermittelt werden, Frauen in den deutschen Kolonien seien isoliert zu betrachten? Dadurch wird lediglich der Eindruck verstärkt, bei einem Thema wie Frauen in den deutschen Kolonien handele es sich um ein absolut sekundäres Thema – eine Auffassung, die aller Voraussicht nach keine der Autorinnen und keiner der Autoren teilen würde.

FLAIG, Egon. 2009. *Weltgeschichte der Sklaverei*. München: C.H. Beck. 238 Seiten. ISBN: 978-3-406-58450-3.

rezensiert von

Arno Sonderegger, Universität Wien

Bekanntlich hat sich die professionelle Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert unter anderem dadurch von der Geschichtsphilosophie positiv abgesetzt, dass sie auf das Gedächtnis in Form schriftlich fixierter und staatlich organisierter Archive zugegriffen hat. Während die Philosophien der Geschichte bestenfalls eine spekulative *Universalgeschichte* enthielten, die historisches Material beliebig nach Gutdünken und Willkür des Philosophen einsetzen konnte, erarbeiteten Historiker auf der Grundlage archivierter Wissensbestände, nach elaborierten Methoden der Quellenkritik die Geschichte ihrer Nationen und, wenn ihr Eifer stark und ihr Interesse weitreichend waren, etwas, was sie *Weltgeschichte* nannten. Die *weltgeschichtliche* Betrachtung konzentrierte sich im wesentlichen auf die Ebene der Politik, häufig ihrerseits eingengt auf Entscheidungsprozesse der politischen Eliten einerseits, auf zwischenstaatliche Beziehungen andererseits. *Weltgeschichte* wurde zunächst, so etwa von Leopold von Ranke, als die Geschichte Europas aufgefaßt, später dann, etwa bei Arnold Toynbee, auf jene Gesellschaften ausgedehnt, deren Wert man zugeben konnte, weil sie aufgehört hatten, als lebendige Gesellschaftskörper zu existieren: die sogenannten Hochkulturen der antiken Welt. Zu ihrem Gegenstand wurden also einerseits die, die als aktuelle „Nachbarn“ offensichtlich waren, andererseits jene, die als „Relikte“ einer überkommenen, überwundenen Vergangenheit behandelt werden konnten. Darüber hinaus gefiel sich *Weltgeschichte* in blinder Ignoranz.

Universalgeschichte in obigem Sinn ist von der professionellen Historiographie recht erfolgreich aus dem Feld der seriösen Genres geschlagen worden; und gegen die verengenden eurozentrischen Tendenzen, *Weltgeschichte* zu schreiben, hat sich seit den 1960er Jahren eine elaboriert und überzeugend argumentierende Gegenbewegung durchgesetzt, die zunächst in verschiedenen Disziplinen mit besonderer arealer Expertise auftrat (besonders prominent: Indien, Arabischer Raum und Afrika; *Subaltern Studies*), dann besonders in den

Literaturwissenschaften erstarkte (Orientalismus-Kritik, *Postcolonial Studies*), in den letzten zwei Jahrzehnten aber auch direkt in die klassische Geschichtswissenschaft hineinwirkte, in der sie gegenwärtig unter Rubriken wie *Globalgeschichte* oder *Transnationale Geschichte* rege diskutiert wird. Wer heutzutage noch *Weltgeschichte* im klassischen Sinn schreiben und dabei von FachkollegInnen ernstgenommen werden wollte, müsste sich diesem breiten Spektrum an Kritik eingehend widmen; mit der Behauptung, sie sei allesamt hohle Rhetorik, ist das nicht getan. Egon Flaigs Buch, *Weltgeschichte der Sklaverei*, das Anlass zu diesen Überlegungen gibt, scheint sich nicht einmal bewusst zu sein, dass sowohl die darin enthaltene Kolonialapologetik als auch der militant vorgetragene Eurozentrismus nicht einfach nur unzeitgemäß sind, sondern angesichts der empirisch gesättigten Forschungsarbeiten der vergangenen 50 Jahre sachlich völlig unvertretbar. Dass sein Buch im publikumswirksamen C.H.Beck-Verlag erschienen ist, macht es leider nötig, etwas zu besprechen, das besser stillschweigend übergangen würde.

Flaig gliedert seine Publikation in acht Kapitel, die sich sinnvoller vier größeren Blöcken zuordnen lassen: (1) ein hinführender Abschnitt (S.11-32); (2) ein Kapitel zur antiken Sklaverei (S.33-82); (3) drei Kapitel zu Sklaverei in der islamischen Welt (S.83-151); (4) drei Kapitel zur transatlantischen Sklaverei (S.152-217). Schon die Einleitung läßt Schlimmes erahnen, wenn Flaig schreibt: „Die hier gewählte Perspektive ist weltgeschichtlich. Einem Teil der Menschheit ist es mit politischer Willensanstrengung gelungen, die Sklaverei beinahe global abzuschaffen und damit den tiefsten Bruch in der Weltgeschichte herbeizuführen: Welche besondere kulturelle und politische Dynamik hat das ermöglicht?“ (S.11) Nicht nur, dass es einfach falsch ist zu sagen, Sklaverei wäre annähernd „abgeschafft“ worden, es sind auch überaus zweifelhafte Erklärungsansätze, welche die Erfolge der Antisklavereibewegungen schlicht auf „Willensanstrengung“ zurückführen wollen und dazu den Mythos vom „europäischen Sonderweg“ bemühen. Die darauf folgende Diskussion von Terminologien und insbesondere der Arbeiten von Orlando Patterson und Claude Meillassoux kommt einigermaßen wirr daher (S.30: „Alle Versklavungskriege tendieren zum Genozid, obwohl der Genozid gerade nicht das Ziel des Krieges ist.“?). Häufig werden Aspekte abstrakt diskutiert, die an empirischen Beispielen demonstriert werden sollten, und vielfach fehlt jeder Verweis auf die zugrundegelegten Quellen. Flaigs Terminologie trotzt jedem

sprachkritischen Bewußtsein: da tummeln sich „Stämme“, „Hochkulturen“, „Versklaverstaaten“, „Deportations-Apparate“ und vieles andere Unmögliche mehr.

Etwas durchatmen kann man während des Abschnittes zur antiken Sklaverei, in dem Flaigs Expertise als Altertumshistoriker seine politagitorischen Tendenzen etwas dämpft. Diese ufern dann aber in den Abschnitten zur islamischen und transatlantischen Sklaverei leider vollends aus. Moralingesättigt wird da fleissig gegen den Islam und den Orient insgesamt gewettert, und unterschiedslos werden alle „Intellektuellen afrikanischer Abstammung“ und „Afrikanische[n] Intellektuellen“ zu einer „Einheitsfront einträchtigen Leugnens“ zusammengeschustert, „um der westlichen Kultur die Schuld an der Sklaverei zu geben“ und finanzielle „Reparationen“ zu fordern (S.215f.) Im Kerntext dieser Abschnitte scheint es Flaig im Wesentlichen darum zu gehen, den europäischen Beitrag zur Sklaverei gegen den islamischen aufzurechnen. „Der moslemische Export war mit mindestens 17 Millionen Verschleppten weitaus umfänglicher“ (S.166), behauptet Flaig etwa, als der atlantische und transatlantische Sklavenhandel mit seinen geschätzten – nach der niedrigst angesetzten Zahl – 11 Millionen. Doch nirgends fühlt er sich bemüßigt, in Rechnung zu stellen, dass die durch europäische Händler verschifften 11 Millionen innerhalb von 400 Jahren (zwischen 1450-1850) anfielen, die in die orientalische Sklaverei verschleppten 17 Millionen aber innerhalb von 1.100 Jahren (zwischen 800-1900). Wird diese zeitliche Differenz von 700 Jahren berücksichtigt, ergibt sich notwendig eine gegensätzliche Einschätzung als diejenige, die Flaig vornimmt.

Repetitiv geraten die Stellen, die den Islam zum Bösen schlechthin stilisieren (z.B. S.96ff.) und als Gefahr für „das winzige Resteuropa“ (S.153), „das christliche Resteuropa“ (S.156) beschwören. Selbst die Genese des Rassismus wird von Flaig dem Islam zugeschrieben, während er versucht, den altgriechischen Beitrag dazu zu unterschlagen: „Indes, die geographischen und medizinischen Texte der hellenistischen Kultur“, schreibt er, „ließen sich – später – rassistisch benutzen, um die Ethnien der kälteren und heißeren Klimazonen abzuwerten. [...] Das geschah tatsächlich, allerdings nicht im Römischen oder byzantinischen Reich, sondern jenseits seiner östlichen Grenze.“ (S.127) Zunächst ist allerdings belegt, dass bereits in vorhellenistischer Zeit, eben solche – und vor allem philosophische – Texte produziert worden waren, die gerade diese

Abwertungen vornahmen: Rassismus in diesem Sinn kann also keineswegs als spätere Erscheinung abgetan werden. Sodann ist sich Flaig dessen andernorts (S.73f.), wo es ihm nicht um blanke politische Diffamierung geht, auch durchaus bewusst. Schließlich ist es eine zweifelhafte Behauptung, dass die abwertende Abgrenzung von „Barbaren“ weder in West- noch Ostrom eine Rolle gespielt hätte.

„Diese Autoren kombinierten, was Aristoteles auch schon getan hatte,“ schreibt Flaig über islamische Schriftgelehrte: „Klimazonen mit geistigen und moralischen Fähigkeiten. Freilich hatte Aristoteles die Hautfarbe ignoriert, wohingegen die islamischen Autoren [...] gebrauchten «schwarz» und «rot» und «weiß» als farbliche Merkmale, um ganze Ethnien zu klassifizieren [...].“ (S.128) Ihre Erfindung also, darauf läuft Flaigs Begriffsakrobatik hinaus, sei „der Hautfarben-Rassismus“ (S.124). Das mag sogar zutreffen, ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass der Kern rassistischen Denkens nicht in der äußeren Hülle (der Haut, der Region, der Gruppe, dem sozialen Stand usw.) besteht, sondern in deren natürlich und deterministisch aufgefasster Verbindung zu besonderen Fähigkeiten, die den ihnen zugerechneten Individuen zugesprochen oder abgesprochen werden. Und an dieser Art von Rassismus ist nichts spezifisch Islamisches. Es ändert auch nichts daran, dass die elaboriertesten Rassendiskurse und die blindwütigsten rassistischen Praktiken in der Moderne um sich gegriffen und mehrheitlich (west)europäische Wurzeln haben.

„Afrika wird zur Lieferzone“ (S.99) und tritt ansonsten bei Flaig nicht in Erscheinung. AfrikanerInnen per se sind keine Akteure seiner *Weltgeschichte der Sklaverei*, sondern kommen als solche nur in Betracht, sofern sie islamisiert worden sind – also, Flaigs Vorstellungen gemäß, infiziert von der „«Herdenklaverei»“, die er zur natürlichen Folge der Scharia, islamischer Rechtssprechung also, erklärt (S.112). Entsprechend schreibt Flaig, unberührt von jeglicher Kenntnis afrikanischer Geschichte, von der „islamischen Kolonisierung Afrikas“ und den „arabischen Eroberungen“ des Kontinents (S.99ff.) – den gleich doppelt falschen Eindruck erweckend, die Islamisierung des subsaharischen Afrika sei durch Feuer und Schwert erfolgt und der Islam hätte seit dem 7./8. Jahrhundert die tragende politische Kraft dargestellt. Aus dem Blauen heraus erklärt Flaig die afrikanischen Staaten bzw. ihre Herrscherhöfe rundheraus und unisono zu „Sultanaten“ (S.104ff., 139ff.) und sieht dort nichts als „die autodestruktiven Prozesse der afrikanischen Gesellschaften“ (S.214).

Angesichts solcher unbedarfter Ansichten wenig verwunderlich stimmt Flaig auch ein Hohelied auf den „humanitäre[n] Interventionismus“ der „imperialistische[n] Expansion“ an: „Der europäische Kolonialismus unterband weitgehend die gewaltsamen Versklavungsprozesse, unterdrückte die Warlords und stabilisierte die Lebensverhältnisse; er hat Afrika nach einer 1000-jährigen Geschichte von blutigster Gewalt und Völkermorden die Möglichkeit zu neuen Wegen eröffnet. Freilich unter kolonialer Aufsicht.“ (S.214) Kann man diese Kolonialapologetik noch übertreffen? Flaig kann es: „Was wäre die Alternative zum Kolonialismus des humanitär legitimierten Intervenierens gewesen? Man hätte die autodestruktiven Prozesse der afrikanischen Gesellschaften laufen lassen. Dann wäre Afrika heute ein Sklavenlieferant in großem Maßstab. Und die Rückkehr der Sklaverei in die sklavenfreien Zonen der Welt wäre überhaupt nicht aufzuhalten.“ (S.214)

Egon Flaigs *Weltgeschichte der Sklaverei* ist weder ein Buch, das von an der Thematik interessierten Laien gelesen werden sollte, noch stellt es einen seriösen Beitrag zur historischen Forschung dar. Es ist ein reaktionäres politisches Pamphlet, das sich maßgeblich aus Dummheit und Boshaftigkeit speist. LeserInnen erfahren zwischen den Zeilen manches über Flaigs Welt, seinen nationalen Chauvinismus und seine Islamophobie, in der er gefangen sein mag, aber sie erfahren nichts Verlässliches über die Geschichte der Sklaverei. Tatsächlich scheint der Wunsch, *Weltgeschichte* zu produzieren, auch nichts mit der Suche nach historischer Wahrheit zu tun zu haben, sondern vielmehr in der Absicht zu erfolgen, gesellschaftlich wirksam zu werden: sich nützlich zu machen und in den Dienst einer Sache zu stellen. Die Sache von Flaig ist politisch unsympathisch, denn sie stellt sich auf die Seite der dominanten Kräfte und hat für Benachteiligte nur Spott und Hohn, Verachtung und Diffamierung übrig. Sein daraus resultierendes Buch ist einfach nur schlecht.